

---

## Buchbesprechungen

***Gangolf Hübinger, Kulturprotestantismus und Politik. Zum Verhältnis von Liberalismus und Protestantismus im wilhelminischen Deutschland, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1994, 347 S.***

Der Begriff Kulturprotestantismus geht auf die zentrale Formel des zu Beginn der 1860er Jahre gegründeten Deutschen Protestantenvereins zurück, dessen Ziel es war, die protestantische Kirche „im Einklang mit der gesamten Kulturentwicklung unserer Zeit“ (S. 1) zu erneuern. Über einen innerkirchlich-reformatorischen Anspruch hinaus entsprach dies dem Bestreben, der fundamentalen Orientierungskrise des protestantischen Bürgertums im wilhelminischen Deutschland um die Jahrhundertwende entgegenzuwirken – sah jenes sich doch mit der Tatsache konfrontiert, seine in der Reichsgründungsära erworbene kulturelle Hegemonie zumindest partiell eingebüßt zu haben. Berücksichtigt man für das protestantische Milieu den weit geringeren Grad an Stabilität und ideologischer Geschlossenheit, als ihn beispielsweise der politische Katholizismus besaß, so stellt sich die Frage, welchen Anteil der deutsche Protestantismus an der Ausprägung eines bürgerlichen Selbstbewußtseins, bürgerlicher Wertvorstellungen sowie bürgerlicher Gesellschafts- und Politikmodelle noch besitzen konnte.

Mit dem Ideenbündel „Gemeindeprinzip und nationale Volkskirche,

Geschichtsdenken und Bildungsreligiosität, Lehr- und Bekenntnisfreiheit, Sozial- und Frauenfrage“ (S. 159f.) knüpfte der Kulturprotestantismus an die vorkapitalistischen Sozialutopien des Frühliberalismus an und versuchte, sie den Bedingungen einer industriekapitalistischen Massendemokratie anzupassen. Diese Ambitionen mußten für ihre praktische Umsetzung in politische Aktivitäten münden, die sich auf traditionelles protestantisches Selbstverständnis als Garant der ‚inneren‘ Reichsgründung stützen und über bürgerliche Selbstorganisation auf der Grundlage körperschaftlicher Selbstverwaltung in demokratischen Institutionen funktionieren konnten. Da der Protestantismus des Kaiserreiches zwar sehr wohl ein „sozialmoralisches Milieu“ (M. R. Lepsius), jedoch kein „subkulturell verfestigtes Lager“ (D. Langewiesche) bildete – aus seinen Reihen rekrutierten sich sowohl Konservative als auch Liberale – wurde seine gesellschaftlich-politische Wirksamkeit letztlich behindert.

Die Beziehungen von Liberalismus, Protestantismus und Bildungsbürgertum sind im Rahmen der Liberalismusforschung sowie im Zusammenhang mit den verschiedenen Bemühungen zur Definition des Begriffes „Bürgertum“ der letzten Jahre zwar häufig konstatiert, aber keineswegs erschöpfend diskutiert worden. *Gangolf Hübingers* Freiburger Habilitationsschrift macht es sich zur Aufgabe, die

verschiedenen Forschungsstränge zusammenzuführen, um die Frage nach der realen gesellschaftlichen Ausstrahlung des Kulturprotestantismus zu stellen.

Die quellenintensive Analyse untersucht detailliert die Organisationsformen (in erster Linie der kulturprotestantischen Gesinnungsvereine), deren weites Spektrum und deren personelle Verflechtungen mit dem Linksliberalismus detailliert nachgezeichnet werden. Am Beispiel von Berlin, Mannheim und Bremen werden unterschiedliche Typen von kulturprotestantischen Organisationsmilieus vorgeführt und nach ihren politischen und sozialen Voraussetzungen und Wirkungsmöglichkeiten befragt. Daneben gilt die Aufmerksamkeit jeweils sowohl kulturprotestantischen Vordenkern (wie Max Weber oder Ernst Troeltsch), parteipolitischen Führungsfiguren (wie Friedrich Naumann oder Ernst Bassermann) als auch der Vielzahl regional wichtiger Einzelaktive. Als drittes schließlich werden die Medien untersucht, über die Selbstverständigung und Öffentlichkeitsarbeit funktionierten: Zeitungen und Zeitschriften, Veranstaltungen (z.B. Protestantentage) und nicht zuletzt der Verlag Siebeck, der kulturprotestantische Schriften verlegte und insbesondere mit dem seit 1909 erscheinenden, fünfbandigen theologischen Handwörterbuch „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“ versuchte, religiöse und kulturelle Neuinterpretationen zusammenzufassen.

Über die unmittelbare Untersuchung kulturprotestantischer Verhältnisse hinaus entsteht ein Einblick in die politische Kultur des Kaiserreichs,

der hilft, zwischen den „zwei Kulturen“ des politischen Protestantismus“ (S. 85) zu trennen: der staatsreuen, rechtsnationalistischen Spielart einerseits, die sich vor allem in der Nationalliberalen Partei und dem Evangelischen Bund sammelte, und der dazu im Widerspruch stehenden kulturprotestantischen Form andererseits, die im späten Kaiserreich half, den Linksliberalismus wiederzubeleben. Letztere, so der Vf., war durchaus in der Lage, alternative Gesellschafts- und Politikvorstellungen zu entwickeln und bürgerliche Eliten sowie „Gegeneliten“ mit öffentlichem Einfluß gegen die kirchliche Bürokratie heranzubilden. Die politische Rolle des Kulturprotestantismus für die wilhelminische Gesellschaft ist demnach weit höher zu veranschlagen, als die Forschung der sechziger Jahre behauptete, die von einer durch das Bündnis von Thron und Altar geprägten, weitgehend homogen geformten Gesamtgesellschaft ausging. Allerdings gab es auch nicht eine (in den achtziger Jahren konstatierte) bürgerliche Pluralisierung von hoher Durchschlagkraft. „Die Gründe hierfür liegen im hohen sozialkulturellen Fragmentierungsgrad der wilhelminischen Gesellschaft, für den die Konfessionsspannungen in starkem Maße ausschlaggebend blieben.“ (S. 305) *Hübinger* wählt das Bild der kulturellen *Versäulung*, um die gesellschaftliche Struktur des Kaiserreichs zu charakterisieren und resümiert: „Protestantisch-Liberale, protestantisch-Konservative, Katholiken und Sozialdemokraten schotteten sich so gut es ging voneinander ab, hielten in der Gestaltung politischer Öffentlichkeit auf das eigene Kul-

turmilieu bezogen und vertieften die Gräben zu den übrigen.“ (S. 306) Diese wichtige Neubewertung vermag der Vf. durch die Verbindung zwischen sozialgeschichtlichem und politikgeschichtlichem Ansatz exzellent und differenziert zu belegen und setzt damit am Beispiel des kulturprotestantischen Milieus in gut zu lesender Weise die wiederholte Forderung nach einer stärker vom sozialgeschichtlichen Aspekt ausgehenden Methodik für die Modernisierungsforschung um.

Cathrin Friedrich

*Walter Bußmann und Günther Grünthal* (Hrsg.), *Siegfried A. Kaehler. Briefe 1900–1963*, Harald Boldt Verlag, Boppard 1993, 489 S. (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 58)

Leben und Werk des Göttinger Historikers Siegfried A. Kaehler (1885–1963) sind heute nur noch Kennern der Historiographiegeschichte bekannt. Als sich Ende der sechziger Jahre das Interesse an der Geschichte des eigenen Faches auf die Rehabilitierung politischer und methodischer Außenseiter verengte, geriet Kaehler zunehmend in Vergessenheit. Denn der von 1936 bis 1953 in Göttingen lehrende Schüler Meineckes, der neben seiner großen Humboldt-Biographie fast nur Aufsätze zur neueren preußischen Geschichte hinterlassen hat,<sup>1</sup> war weder in politischer noch in methodischer Hinsicht als ein vorbildhafter Erneuerer zu würdigen. Im Vergleich zu Kollegen wie Hans Rothfels, Gerhard Ritter oder Hans

Herzfeld nahm er auch auf die nach 1945 zu bewältigende Neuorganisation der deutschen Geschichtswissenschaft einen nur geringen Einfluß. Die von ihm im Alter geplante Geschichte Preußens im 19. Jahrhundert, die aus seiner Lebensarbeit die Summe hätte ziehen können, kam über Vorplanungen nicht hinaus. Alles dies sind Gründe, die erklären helfen, warum Kaehler nicht zu den Historikern zu rechnen ist, die im kollektiven Gedächtnis der Zunft einen hervorragenden Platz besetzen.

Daß jedoch die Bedeutung eines Gelehrten nicht allein an der Zahl der von ihm veröffentlichten Schriften abzulesen ist, wird jetzt durch die von *W. Bußmann* und *G. Grünthal* besorgte Edition von 147 Briefen Kaehlers eindrucksvoll dokumentiert. Denn die Radikalität, mit der Kaehler in katastrophenreicher Zeit bohrende Fragen an Geschichte und Gegenwart gestellt hat und sich so als ein vom Zeitgeist nicht verführbarer Chronist eines halben Jahrhunderts deutscher Geschichte bewährte, verleiht ihm im Kreis seiner Kollegen eine Sonderstellung. Die aus einem Bestand von über zweitausend Briefen erfolgte Auswahl ist bestens gelungen. Die Briefe stellen bedeutende, oft auch bewegende Zeitdokumente dar und überschreiten damit den Rahmen der üblichen, dem akademischen Alltagsgeschäft und seinen Quisquillien gewidmeten Gelehrtenkorrespondenz bei weitem. Schon bei der 1962 erfolgten Publikation der Korrespondenz Friedrich Meineckes, die auch 55 Gegenbriefe Kaehlers enthielt, war deutlich geworden, daß den Briefen des Göttinger Historikers ein besonderer Quellen-